

Liebe Gemeinde,

I.

„Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“ (1.Kor.13,1) – so spricht der Apostel Paulus in einem seiner wohl berühmtesten Sätze aus dem sogenannten „Hohelied der Liebe“ im 13. Kapitel seines 1. Briefes an die Korinther.

Die Worte des 13.Kapitels sind in den knapp zweitausend Jahren, seitdem sie aufgeschrieben worden sind, längst zu einem unverzichtbaren Bestandteil unserer Weltliteratur geworden. Sie sprechen uns auch heute noch in unmittelbarer Weise an, denn wir spüren, dass es hier um uns selbst geht. Wir fühlen uns direkt angesprochen durch diese tiefen Gedanken des Paulus. Wir spüren sofort, dass es hier um ganz Wesentliches bei uns und in unserem Leben geht, um etwas Größeres – um die Macht der „Liebe“. Und welcher Mensch sehnte sich nicht – nach der Liebe.

Wie viele Lieder, wie viele Gedichte, , wie viel Wundervolles im Leben von uns Menschen – und dies allein durch die Liebe.

Das Berliner Rock-Duo „Rosenstolz“ landete vor einiger Zeit einen ihrer größten Hits, als es sang: „Liebe ist alles“. Und darin heißt es:

„Das ist alles was wir brauchen, noch viel mehr als große Worte, lass das alles hinter dir, fang noch mal von vorne an – denn Liebe ist alles, alles was wir brauchen.“

Das hört sich fast an wie eine moderne Übertragung der Worte des Apostels Paulus. „Liebe und dann tu, was Du willst“ – sagte einmal, ganz ähnlich klingend, der Kirchenvater Augustinus.

„Liebe ist alles.“ – „Liebe und dann tu, was Du willst“ – unsere Herzen fühlen sich von der Macht der „Liebe“ angesprochen. Wir lassen uns von ihr bewegen, faszinieren, begeistern und fortreißen.

II.

Doch was ist das für eine „Liebe“, die solch Schönes, Erhabenes und Großartiges in uns zu entfachen vermag? Was bedeutet das eigentlich, was heißt das genau und konkret, wenn wir von „Liebe“ sprechen? Spätestens wenn wir diese Fragen ernsthaft stellen, merken wir dass wir vor einem Problem stehen. Sobald wir nämlich die allgemeine Ebene der Poesiealbums-Weisheiten und der bloßen Gesinnungs- und Gefühlskundgaben verlassen, wird es schwierig mit dieser Liebe.

Und so können wir nicht nur, sondern müssen wir nun auch fragen: Reden die Rock-Band „Rosenstolz“ und der Heilige Augustinus tatsächlich von derselben Liebe? Meinen wir Menschen untereinander wirklich immer dasselbe, wenn wir von Liebe reden, dichten, denken und träumen?

Tut Liebe immer nur gut? Gilt es hier nicht vielmehr auch die Schattenseiten von Liebe nicht zu verschweigen?

Gibt es nicht allenthalben so viel unerfüllte, enttäuschte und zurückgewiesene Liebe, die nicht selten in Wut, Verzweiflung und Hass umschlägt? Gibt es bei einer aktuellen Scheidungsrate von fast 50 % in einer Stadt wie Berlin überhaupt noch einen Grund, an die Dauerhaftigkeit der innigsten und intimsten Form der Liebe, nämlich derjenigen zwischen Mann und Frau, zu glauben?

Oder blicken wir schließlich in die Welt der Politik: Ist es etwa „Liebe“, die die Beziehungen der Staaten dieser Welt untereinander prägt und die die Weltgeschichte durchzieht? Muss man nicht vielmehr verzweifeln an all der Bosheit und Falschheit und an all dem Leiden und dem Hass, den die Menschen anderen Menschen tagtäglich zufügen? Ist es etwa Liebe, wenn Völker gegen Völker in die Kriege ziehen und sich gegenseitig töten? – „Ihr liebt das Leben, wir aber lieben den Tod“, skandierten vor nicht langer Zeit islamische Fundamentalisten und rühmten sich damit ihrer

menschenverachtenden Mord- und Gräueltaten.
Was für eine Abart von Liebe soll das sein?

Das Scheitern des Menschen am immerwährenden „Projekt der Liebe“ – ein weltgeschichtliches Drama sowohl im Großen wie im Kleinen – hinterlässt immer wieder die bohrende Frage: Macht es realistischer Weise überhaupt noch Sinn, an die wahre und echte Liebe zu glauben, bei all dem, was uns da immer wieder tagtäglich begegnet?

III.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild“ (v.12a) – schreibt der Apostel Paulus. Schon er wusste, dass all unser menschliches Wissen, Trachten, Handeln und Denken letztlich vorläufig, unvollkommen und zweideutig ist. Das gilt natürlich auch von dem, was in dieser Welt alles unter oder sogar bisweilen *im* Namen der vermeintlichen Liebe geschieht. *„Denn unser Wissen ist Stückwerk.“* (v. 9a)

Und dennoch kündigt der Apostel Paulus unablässig von der Liebe. Es ist nicht irgendeine Liebe, von der er hier redet. Es ist die Liebe Gottes, die er im Blick hat.

Für Paulus steht ohne Zweifel fest: Gott ist es, der uns Menschen überhaupt immer wieder von neuem die Kraft und die Zuversicht zur Liebe gibt. Von Gottes unvergänglicher Liebe ist hier die Rede, auch wenn der Name Gottes oder Jesu Christi in unserem Predigtabschnitt mit keiner Silbe erwähnt wird. Es sind eben nicht einfach die gleichsam unter uns Menschen vorfindlichen und vorzeigbaren Formen der Liebe, über die hier nachgedacht wird, sondern es ist die Liebe, mit der uns unser Schöpfer und Erlöser als seine Kinder liebt.

Es ist die Liebe Gottes, mit der er uns durch die Geburt seines eigenen Sohnes begegnet, damit wir in ihm das Heil, den Grund und das Ziel unseres Lebens, erkennen. Es ist diese unbedingte Liebe Gottes, die nicht nur die Welt erschaffen hat und ohne unser Zutun erhält.

Es ist die Liebe, die uns auch trotz all unserer Verfehlungen und Sündhaftigkeiten immer wieder zurückruft und retten will. Es ist die Liebe, die sich der Armen, Entrechteten und der Verlorenen erbarmt. Es ist die Liebe des Vaters, der sich über die Rückkehr seines verlorenen Sohnes freut und ein Fest veranstaltet vor den Augen aller Welt. Es ist die unbedingte Liebe des guten Hirten, der gegen alle Vernunft seine 99 Schafe verlässt, um das eine Verlorene zu suchen, bis er es schließlich wieder gefunden hat und in seinen Armen hält.

Es ist diese allumfassende und weltüberwindende Geistkraft Gottes, von der der Apostel an anderer Stelle, im Römerbrief, geradezu schwärmen kann:

„Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Römer 8,38+39)

Die Liebe, um die es hier geht, ist also die Kraft des Geistes Gottes, mit der er seine Welt liebt und

gleichzeitig die Quelle und den Ursprung all unseres menschlichen Liebens, ja unseres überhaupt „Lieben Könnens“. Wenn wir als Menschen verstehen wollen, was wirkliche und wahre Liebe bedeutet, dann müssen wir – so sagt es uns die Bibel - auf Christus, auf Gott selbst schauen. Wir müssen auf den Ursprung und das Ziel unserer selbst schauen, das in Gott selbst gründet.

Liebe für uns Christen bedeutet also nicht einfach nur Leidenschaft und „Schmetterlinge im Bauch“ und Liebelei. Sie meint keinen Gefühlsegoismus, bloße „Beziehungsarbeit“, „Lebensabschnittspartnerschaften“.

Liebe, so wie sie die Schrift verkündet, bedeutet Treue und Wahrhaftigkeit, Zuwendung und Beistand, Suchen und Finden, Freude und Leiden und - nicht zu vergessen: Glauben und Hoffen.

Ohne den Glauben an Gott, kann ich überhaupt keine Hoffnung auf die Liebe haben, von der schon das Alte Testament weiß, dass sie stark ist wie der Tod (vgl. Hohelied Salomos 8,6).

IV.

Doch was haben wir, liebe Schwestern und Brüder, damit gewonnen, dass wir nun wissen, dass der Apostel Paulus von der göttlichen Liebe spricht? Wir bekennen nun zwar als Christen, dass es kein menschliches Lieben ohne die göttliche Liebe gibt, in der all unsere Liebe ja letztlich gründet.

Wie aber – könnte man jetzt umgekehrt fragen – kann denn dann diese Liebe Gottes erfahrbar und Wirklichkeit werden in unserem normalen menschlichen Leben? Menschliche Liebe kann doch beim besten Willen -- immer doch „nur“ menschlich sein, und damit eben zweideutig und unvollkommen.

Was haben wir denn gewonnen durch diese theologische Erkenntnis? Wenn wir doch tagtäglich in allen Lebensbereichen, sei es in Gesellschaft, Politik, in Kunst, Kultur oder selbst in der Kirche, das Drama des Scheiterns der menschlichen Liebesfähigkeit immer wieder zur Kenntnis nehmen müssen?

Hier nun dürfen wir einen Gedanken nicht vergessen, an den Dietrich Bonhoeffer uns immer wieder eingeschärft hat.

Bonhoeffer sagt:

„Solange Christus und die Welt als zwei aneinander stoßende und einander abstoßende Räume gedacht werden, bleibt dem Menschen nur folgende Möglichkeit: Unter dem Verzicht auf das Wirklichkeitsganze stellt er sich in einen der beiden Räume, er will Christus ohne die Welt oder die Welt ohne Christus...“

Und er fährt fort:

„So schwierig es nun sein mag, sich dem Bann dieses Raumdenkens zu entziehen, so gewiss ist es doch, dass es sowohl dem biblischen wie dem reformatorischen Denken zutiefst widerspricht und dass es daher an der Wirklichkeit vorbeigeht.

Es gibt nicht zwei Wirklichkeiten, sondern nur eine Wirklichkeit, und das ist die in Christus offenbar

gewordene Gotteswirklichkeit in der Weltwirklichkeit.“ (ders., Ethik, S. 210).

Bonhoeffer mahnt uns, die Welt von der Offenbarung Gottes her ernst zu nehmen. Nicht Weltflucht, sondern Weltgestaltung – das ist unser Auftrag. Wenn wir glauben und bekennen, dass Gott in Christus ganz Mensch geworden ist und *unter uns wohnte* (vgl. Joh. 1), dann gibt es für uns Christen kein falsches Denken mehr in zwei Räumen, die miteinander nichts zu tun haben.

Dann wissen wir zwar, dass wir als Menschen dadurch nicht einfach fähig sind, den Himmel auf Erden schaffen zu können. Wir wissen aber auch, dass wir dazu aufgerufen sind, diesen Spuren Gottes in und für diese Welt mit Herz, Seele und Verstand zu folgen und – wenngleich in aller Vorläufigkeit und Unvollkommenheit - zu Täufern seines Wortes zu werden.

Wie können wir das nun tun? Was bedeutet das konkret?

V.

Als Politiker, dem sein Christsein nicht egal ist, mache ich mir darüber nicht wenige Gedanken. Als Politiker, der der christlich-demokratischen Union angehört und zudem noch Bundesvorsitzender des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU (EAK) ist, setze ich mich bewusst genau dieser Frage aus.

Das heißt für mich: Ich weiß, dass es keine 1:1 Umsetzung des Glaubens in die Politik geben kann, und lasse mich dennoch von meinem Glauben als Christenmensch auch und gerade in der Politik leiten.

Da macht man bisweilen einen ordentlichen Spagat, um nicht zu sagen: Man scheint bisweilen zwischen allen Stühlen zu sitzen!

Denn die einen wollen heutzutage von Glaube und Gott in der Politik gar nichts wissen. Wir brauchen hier in Berlin nicht weit zu suchen und wir können sehr schnell auf ein solches Verständnis treffen: Glaube ist für viele in der Politik, wenn überhaupt, reine Privatsache. Und damit wird dann konsequent, aber eben auch äußerst fragwürdig

politisch gerechtfertigt, dass beispielsweise der konfessionelle Religionsunterricht nicht so wichtig ist und deshalb ruhig an die Randstunden in den Nachmittag und damit an den Rand gedrängt wird.

In entsprechender Weise wollen viele Politiker dann auch nichts von einem Gottesbezug in der Präambel des Grundgesetzes wissen, keinen Amtseid im Namen Gottes leisten und nichts von den christlichen Prägungen unserer Kultur, unserer Werte, unseres Rechtssystems und unserer Gesellschaft hören. Politik ist für sie rein weltlich. Glaube, insbesondere der christliche, stört da nur, wenn er in ihren Augen nicht einfach nur gefährlich ist.

Der politische Spagat, in dem ich mich als bekennender Christ befinde, gilt aber auch zur anderen Seite hin: Seit Martin Niemöller und Karl Barth ist von protestantischer Seite aus immer wieder gegen eine Politik, die sich auf das „Christliche“ beruft und das „C“ im Parteinamen trägt, heftigst gestritten worden. Von katholischer Seite aus ist Kardinal Meisner dafür bekannt, dass er das „C“ allein im Herrschafts- und

Deutungsbereich seiner römisch-katholischen Kirche wirklich für hinreichend gerechtfertigt hält. „Was das ‚C‘ bedeutet, das bestimmen wir“, sagt er.

Als Protestant in der Politik stelle ich dem entgegen: Wie ich meinen Glauben in Politik und Gesellschaft zu bezeugen habe, lasse ich mir nun weder vom Papst in Rom, noch von einer evangelischen Synode, noch von Bischöfen und Prälaten vorschreiben. Sondern ich orientiere mich allein am Wort der Schrift und an meinem so gebundenen Glauben und Gewissen.

Einigen Vertretern der gewissermaßen „reinen Glaubenslehre“ und des hohen theologischen Begriffes erscheint das „C“ in der Welt der Politik als eine gefährliche politische Selbstanmaßung und Grenzüberschreitung.

Doch das ist es gerade, was das „Christliche“ in der Politik nicht ausdrücken will. Weder in einer speziellen Partei noch in der Politik im Allgemeinen. Das ist das gewissermaßen „fromme“ Missverständnis, sich scheinbar rauszuhalten, wo

es doch darauf ankäme, aus christlicher Motivation heraus auch tatsächlich Verantwortung zu übernehmen.

Hermann Ehlers, der Begründer des Evangelischen Arbeitskreises der CDU/CSU sagte einmal sehr kritisch, aber auch sehr treffend über das politische Mandat des Christenmenschen:

„Wir haben im deutschen Protestantismus viel zu lange die Vorstellung gehabt, dass man zwar sehr leicht Bürgermeister und Oberbürgermeister, Ratsherren und Landtagsabgeordnete, Staatssekretäre, Minister, Bundesminister und Bundestagsabgeordnete kritisieren könne, dass man aber das Vorrecht habe, sich von der Mitarbeit und dem Hineingehen in die gleiche Verantwortung peinlich fern zu halten, um in Neutralität und Objektivität um so gründlicher darüber urteilen zu können.“

Ich weiß und bekenne demgegenüber ganz ruhig und gewiss, dass Glauben zwar nicht bedeutet, auf alle Fragen eine zufriedenstellende Antwort oder gar eine allseits akzeptierte Antwort zu haben,

sehr wohl aber einen notwendigen und unverzichtbaren Kompass zu haben, der uns den Weg und das Ziel weist, um den es letztlich geht.

Und, auch das ist ebenso gewiss: Wenn wir nicht den Fehler machen wollen, als evangelische Christen in den besagten „zwei Räumen“ zu denken, wovor Bonhoeffer uns eindringlich warnt, dann setzen wir uns selbst in der Wahrnehmung unserer evangelischen Verantwortung natürlich auch notgedrungen der Kritik, der Zweideutigkeit, der Fehlerhaftigkeit und der Irrtumsfähigkeit aus.

Der lutherische Theologe Helmut Thielicke wählte einmal sehr treffend das Bild von einem „Marschkompass“, dessen Zeiger auf das angepeilte Ziel weist.

„Nun ist es immer unmöglich, wenn wir diesen Zeiger – sagen wir mal – auf Liebe, Glaube, Hoffnung richten, aufgrund dieser Zeigeranzeige einfach geradeaus und unmittelbar auf das Ziel zuzugehen.

Denn dann stoßen wir auf lauter Hindernisse, auf Rotlicht, auf Häuserzeilen, auf Ströme und

Abgründe. Um die müssen wir dann drum herumgehen, aber ständig die Zeigerrichtung im Auge behalten.“

Für die Frage nach „Glaube, Hoffnung und Liebe“ im Bereich der Politik bedeutet das:

*Es ist so, „dass im letzten Ziel ein Konsensus bestehen kann, während die Mittel, durch die man jenes Ziel erreichen und verwirklichen will, kontrovers bleiben.“
(ders., in: Ein Christ in der Politik – Hermann Ehlers zum Gedenken, S. 64f.)*

Unter christlicher Verantwortung heute verstehe ich vor allem, dass man sich auch als Christ in der Politik nicht davonschleichen kann. Das gelingt weder, indem ich meine christliche Berufung einfach an den Nagel hänge, sozusagen den „Zielkompass“ wegwerfe und mich dem Tagesgeschäft zuwende. Noch gelingt es, indem ich das vermeintlich Christliche so über die politischen und gesellschaftlichen Niederungen und Abgründe hebe, dass man den Eindruck gewinnen könnte, dass Gott und diese Welt auch

in der Wahl der politischen „Mittel“ nichts mehr miteinander zu tun hätten.

Wer entschieden als Christ in die Politik eintritt, der betreibt nicht eine vorsätzliche Selbstanmaßung und Selbstüberhöhung, sondern gerade im Gegenteil ein Bekenntnis zur Selbstverpflichtung und zur Selbstbegrenzung.

VI.

Natürlich kann es – weder in Politik noch in Gesellschaft – eine reine Liebesethik geben, die all unsere Probleme auf einen Schlag lösen könnte. Glaube, Hoffnung und Liebe sind auch kein fester Charakter- oder Gesinnungsbesitz, der gleichsam zur Grundausstattung von uns gehört.

Lassen Sie mich das an einem aktuellen politischen Beispiel verdeutlichen:

Zu den klassischen, antiken „Tugenden“ gehören seit Platon bekanntermaßen die Klugheit, die Tapferkeit, die Mäßigung und gewissermaßen als Krönung des Ganzen: die Gerechtigkeit,

verstanden als die Spitze aller Tugenden. Im katholischen Mittelalter wurde der Tugendkatalog erweitert, wobei noch Glaube, Liebe, Hoffnung als sog. übernatürliche, vom Geist Gottes gewissermaßen direkt in den Menschen eingegossene Tugenden hinzukamen.

Doch gegen ein solches Verständnis eines gleichsam objektivierbaren „geistlichen“ Tugendbesitzes wandten sich Luther und die Reformatoren. Luther betonte, dass wir allein aus unserem Glauben vor Gott gerechtfertigt sind und nicht durch unsere Taten, unsere guten Werke und unser Verständnis von Gerechtigkeit. Er betonte dabei immer wieder die Macht der Sünde und der Zweideutigkeit im Hinblick auf alle Bereiche dieser Welt.

Etwas von dieser lutherischen Weisheit und nüchternen Zurückhaltung wünsche ich mir auch heute wieder, etwa dann, wenn wir in der Politik zwar nicht über Tugenden, dafür aber über Grundwerte streiten.

„Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität“ – das sind aber auch emotional besetzte Werte, die in den aktuellen politischen Diskussionen um die Probleme unseres Sozialstaates wieder eine große Rolle spielen. Doch diese Begriffe drohen in der öffentlichen Diskussion immer beliebiger zu werden. Freiheit wird da beispielsweise als abstrakte Individualfreiheit des Einzelnen verstanden, Gerechtigkeit verkommt zum beliebigen Lobby- und Gruppenbegriff und Solidarität scheint oft nur solange gut zu sein, wie sie immer von anderen eingefordert werden kann, aber nie einem persönlich etwas abverlangt.

Es wäre darum auch und gerade für unsere sozialstaatlichen und wirtschafts- bzw. finanzpolitischen Reformdebatten ungemein erhellend, wenn der Christ – mit Martin Luther gesprochen – eben darum weiß, dass er sowohl *ein freier Herr* ist und *niemandem Untertan*, als auch *ein dienstbarer Knecht und jedermann Untertan*. Die Freiheit des Christenmenschen ist eben nicht die radikale Freiheit von allem und jedem, sondern die Freiheit in Bindung und Verpflichtung, die sich gleichermaßen um Verantwortung für sich selbst

wie auch für andere bemüht. Der Mensch existiert nach christlicher Vorstellung nicht in erster Linie autonom für sich, so wie es das Dogma des Individualismus gerne definieren möchte.

Der christliche Glaube bekennt vielmehr, dass der Mensch nur in lebendigen Relationen existieren kann. Relationen sind aber immer auch Verhältnisse wechselseitiger Abhängigkeiten und Aufeinander-Angewiesenheiten. Der

Christenmensch darf sich seinem Mitmenschen und Nächsten wie auch letztlich Gott selbst gegenüber nicht nur einseitig als verantwortlich, sondern eben auch als abhängig und angewiesen fühlen. Er lebt somit in Bezügen hilfreicher Gemeinschaft, die ihn bejahen und die er wiederum bejaht. Hilfe- und Fürsorgebedürftigkeit haben so im christlichen Glauben einen mindestens genauso guten Klang wie Hilfe- und Fürsorgebereitschaft.

Die wohlverstandene Freiheit ist im christlichen Menschenbild immer auch zugleich solidarisch vermittelt. Das bedeutet, dass Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit niemals als voneinander

getrennte Perspektiven des Menschseins einander gegenüber gestellt werden können.

Schließlich darf ein wesentlicher Aspekt hierbei aber nicht vergessen werden: Das christliche Verständnis vom Menschen beschreibt nicht nur eine Idee oder ein Prinzip, sondern aus ihm ergibt sich zugleich der existentielle Aufruf und Anspruch, dieses auch in dieser Welt verantwortlich umzusetzen und zu leben.

Der Christ ist durch seinen Glauben befreit zur Verantwortung für sich und zum Dienst für andere. Insofern ist er dazu angehalten, sowohl seine Eigenverantwortung aus Solidarität mit seinem Nächsten dort wahrzunehmen, wo er dazu selbst in der Lage ist, als auch denen in Freiheit zu helfen, die dazu nicht fähig sind. Ausgangspunkt eines christlich fundierten Politikverständnisses ist somit immer der Mensch selbst in der Fülle all seiner gesellschaftlichen Bezüge.

Auch hier gilt der Satz des Apostels Paulus: *„Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte*

die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“.

VII.

„Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ (1.Kor. 13,13) - Diese Worte verweisen uns erneut auf die wirklich tragfähigen Wurzeln und Tiefendimensionen unseres Lebens, in einer Zeit, in der leider viel zu häufig Misstrauen, Perspektivlosigkeit und Ellbogenmentalität zu dominieren scheinen. Es geht in diesem „Hohelied der Liebe“ nicht zuletzt auch um den notwendigen und unverzichtbaren christlichen Kompass, den wir als Menschen allesamt brauchen.

Und diese Worte wollen nicht nur in frommen Zirkeln, sondern inmitten der Fülle unseres Alltags bekannt und Wirklichkeit werden.

Gerade als Christ in der Politik sage ich darum: Ich kann und will mir eine Welt, eine Gesellschaft und eine Politik ohne Gott und ohne Glauben nicht vorstellen. Und hätten wir nicht in uns, durch

unseren Glauben, die Gewissheit, dass wir auch gegen den Augenschein dieser Welt berechtigten Grund zur Hoffnung haben dürften, so wäre letztlich wirklich alles sinnlos.

Doch Glaube und Hoffnung bedürfen einer weiteren Kraft. Dazu ermahnt uns der Apostel Paulus auch heute noch: All unser Glauben und Hoffen, all unsere Überzeugungen und Fähigkeiten müssen noch durch eine entscheidende Gabe Gottes ergänzt werden, und zwar durch die Kraft der göttlichen Liebe. Durch die Liebe Gottes allein haben wir letztlich erst die Möglichkeit, Grenzen und Barrieren zu überschreiten und uns in den jeweils anderen hineinzusetzen. Der Fremdeste wird mir zum Nächsten erst durch die Brücke der göttlichen Liebe.

Wer aus dieser Liebe Gottes heraus lebt, der lebt, glaubt und hofft anders. Wer aus der Liebe Gottes heraus lebt, der bedenkt auch sein Handeln und seine Verantwortlichkeiten in dieser Welt anders.

Glaube, Hoffnung und Liebe gleichen somit einem göttlichen Lebensstrom für uns alle. Sie sind die unverzichtbaren Quellen und Grundlagen unserer

Existenz, ohne die wir nicht leben könnten. Sie sind, wenn man so will, die wahren „Lebens-Mittel“, auf die wir angewiesen sind. Und das gilt nicht nur im persönlichen Bereich, sondern gerade auch im Bereich von Gesellschaft und Politik. Gott sei es gedankt!

AMEN